

Der bewusste Ausdruck.

Acht Thesen zur Transformation der Buch-/Lesekultur.

Im Cyberspace liegt die Schrift jenseits einer konkreten Materialisierung. Sie wird potentiell temporär. Sie wird iterativ: Ich kann die Schrift anzeigen lassen. Aber wenn ich den Bildschirm abschalte, ist sie nicht vorhanden.

Ist das Medium die Botschaft? Marshall McLuhan postulierte einzigartig griffig den Zusammenhang zwischen der Form und dem Inhalt einer medialen Botschaft. Wenn wir über Medienwandel sprechen, ist diese Frage der Nukleus jedes weiteren Gedankens. Denn wenn die Verbindung zwischen Form und Inhalt eine enge ist, dann bedeutet der Übergang vom gedruckten zum elektronischen Text nicht nur eine Veränderung des Formats. Gerade der E-Book-Markt der letzten Jahre, bei dem die Simulation des Gedruckten mit elektronischen Mitteln im Vordergrund der Überlegungen stand, scheint dies unterschätzt zu haben. Ein elektronisches Buch ist kein Buch mehr. Es ist ein elektronischer Text. Dieser wird anders erzeugt, anders gespeichert, anders gelesen und anders verstanden, als papiervermittelte Texte. Zu den konkreten Verschiebungen, also zum McLuhan'schen Konnex beim aktuellen Medienwandel gibt es jedoch bisher nur wenige fixe Erkenntnisse. Die Motto gebende Überlegung, die einer Vorüberlegung zu diesem Vortrag entstammt, legt immerhin schon einmal den Grundunterschied zwischen gedrucktem und elektronischem Text frei. Er liegt auf der Ebene des Mediums im Kriterium der Materialität. Während der elektronische Text nur dann *wirklich* im Sinne von dauerhaft medial stabilisiert wird, wenn er in eine nicht-elektronische Form gebracht wird (z.B. in dem man ihn ausdruckt) und ansonsten codiert in einem dem Menschen als Blackbox erscheinendem Speichermedium auf Abruf wartet, ist der gedruckte, unmittelbar beim Griff zum Datenträger „Buch“ erfahrbar. Dafür jedoch nur dort.

Wir haben es also mit zwei Formen der Unmittelbarkeit zu tun. Auf der digitalen Seite gibt es die Unmittelbarkeit des Abrufs, die uns die elektronischen Kommunikationsnetze bieten und jeden elektronischen Text potentiell an jedem Ort zu jeder Zeit, jedoch eben nur für die Zeitspanne des Aufrufs, einsehbar macht. Dieser steht die sinnliche Unmittelbarkeit gegenüber, die mehrdimensionale und nicht rational-kognitive Erfassbarkeit des Textes, die an das Medium Buch gebunden ist.

Selten findet man dieses Merkmal leidenschaftlicher beschrieben, als in der kleinen Utopie „Pavlos Papierbuch“ von Franz Fühmann aus den frühen 1980er Jahren, die nicht nur ein Loblied auf die Sinnlichkeit, sondern zusätzlich einen Medienvergleich enthält:

„Das Papierbuch war zuerst einmal handlich; es lag [...] in der Hand wie ein Vogel in seinem Nest, und jede seiner Seiten war ein Gebilde, das ringsum mit Blicken abschreitbar war, ein Maß an Raum, in sich geschlossen, und damit ein Maß auch für die Zeit. Dies Maß war menschlich, weil überschaubar; man konnte mit ihm disponieren und sich vornehmen, noch zwei Seiten zu lesen, oder drei, oder sieben, oder hundert – auf dem Leseschirm oder unter der Leselupe zog die Schrift ohne erkennbares Ende sich hin, zwar in ihrer Geschwindigkeit regulierbar und nach Wunsch jederzeit anzuhalten, doch der Text der dann verharrete, war eine diffuse Folge von Wörtern, amorph, perspektivlos, ein zufälliger Ausschnitt, darin oft noch nicht einmal ein Satz aufschien. [...] Was beim Papierbuch ein geistiger Raum war, wurde im Lesegerät ein Fließband, auf Knöpfchendruck von Ort zu Ort zuckend, daß die Akte der Rezipierung geschähen, mechanische Zugriffe des Hirns; und wenn der Benutzer dieses Band auch auf dem Gesamtweg begleiten konnte, erschien ihm dieser doch niemals faßbar. Im günstigsten Fall war der Text Zitat. [...] Einem Mikrofilmröhrchen entnahm man nicht sinnhaft, wieviel Lesezeit es in sich barg; beim Papierbuch wog man mit Hand und Auge, man sah, wen man da vor sich hatte, und als stelle es sich vor, trug es auf dem Einband seinen Namen als Titel [...]“¹

Wie das Schreiben mit der Hand, ist das Lesen im greifbaren Medium eine körperliche Erfahrung. **Diese Körperlichkeit macht die Lektüre, dies vielleicht als erste These, buchstäblich fassbar.** Auch die überwältigende Mächtigkeit der Regalreihen eines Freihandbestandes im Lesesaal einer Bibliothek verweist auf menschliche Dimensionen. Elektronische Hypertextstrukturen sind dagegen dem menschlichen Maß enthoben, ohne erhaben sein zu können. Sie sind funktional an der Oberfläche und in ihrer Tiefe unabschätzbar.

Es geht eigentlich nicht um die Zukunft eines Mediums. Die Fragestellung verweist auf eine elementarere Konstellation: Es geht um die Zukunft des Umgangs mit Texten. Um die Zukunft der Kulturtechnik *Lesen*. Wie verändert sich diese, wenn – so **die zweite These** – sich **die Rezeption entkörperlicht?**

¹ Alle Zitate aus: Fühmann, Franz: Pavlos Papierbuch. In: Franz Fühmann (1982) Pavlos Papierbuch und andere Erzählungen. Berlin, Weimar: Aufbau Verlag. S. 154-172

Körperliche Medien sind zu schwer für das Netz. Die Stärke elektronischer Medien liegt in der Auflösung des Gewichts, des Umfangs, des Raumbedarfs. Sie werden in Übermittlungs- und vielleicht in Rezeptionszeit gemessen. In logistischer Hinsicht ist der Fortschritt von der gedruckten Textrepräsentation zur elektronischen enorm. Bei flächendeckender Versorgung mit Anzeigegegeräten und Breitbandnetzen ist die Vermittlung jeder binär codierbaren Information an jeden Ort, zu jedem Teilnehmer einer Kommunikationsgemeinschaft gesichert. Und nicht nur das. Dank der Rückkopplungsfähigkeit dieser Medien sind sie – etwa im Gegensatz zum klassischen Distributionsmodell des Rundfunks – in der Lage, mehrschichtige Netzstrukturen herauszubilden. Jeder Teilnehmer an diesen Strukturen kann gleichermaßen Information rezipieren und produzieren. Nicht wenige sehen darin die konsequente Umsetzung eines demokratischen Kommunikationsideals. Allerdings gibt es auch Stimmen, die für die Kommunikationswelt des Internets schlicht eine Reproduktion realweltlicher Strukturen mit anderen Mitteln voraussehen.

Allen gemeinsam ist, und so lautet auch die dritte These, dass elektronische Texte für die direkte und sofortige Einbindung in konkrete Kommunikationszusammenhänge prädestiniert sind. Das Hauptmerkmal des WWW ist Kommunikativität. Es ist auf Gemeinschaft gerichtet.

Die Anwendungen, die das infrastrukturelle Potential des Internets auszunutzen verstehen, sind entweder wie Google auf Informationsversorgung oder – mehr noch – wie Facebook, Twitter, die Wikipedia auf die Gemeinschaft gerichtet. Die Gemeinschaft ist auch der Ort der Ökonomie und zwar sowohl der im strengen Sinne des Marktes wie auch der symbolischen Ökonomie des Sozialen, wie sie beispielsweise der Soziologe Marcel Mauss ungemein überzeugend herausarbeitete.

Für Verlagsprodukte, die in diesem Rahmen funktionieren und die es zweifellos vorher bereits gab, bedeutet der Übergang ins Elektronische einen grundsätzlichen Umbruch mit unzähligen neuen Entfaltungsmöglichkeiten. Für Nachschlagewerke, Lehrbücher, Nachrichten, weite Teile der Wissenschaftskommunikation und auch bestimmte Formen der Literatur, die wie die *Slam Poetry* auf Zeitlichkeit, Performanz und direkte Rückkopplung mit dem Publikum setzt, gibt es keine bessere Form. Für diese Arten von Text wird, **so die vierte These, die Form des Buches ein Zwischenstadium gewesen sein**, zweifellos ein sehr wichtiges, aber nur eine Vorstufe zu neuen, dynamischen Formen. Diese sind auf den konkreten Rezeptionsbedarf des Nutzers individualisierbar. Es gibt in diesem Umfeld keinen Kanon, nur temporäre und kontextuelle Relevanz. Bei entsprechenden, semantisch basierten Erschließungs- und Filterverfahren könnte das WWW tatsächlich zu einer großen Publikation, die identisch mit einer *Text-Öffentlichkeit* ist, verschwimmen. Es ist ein sich permanent selbst erzeugendes Zeichengewebe, das aus informationellen bzw. kommunikativen Handeln der

Nutzer unter Verwendung bestimmter individuell konfigurierter Zugangsoberflächen besteht. Es ist nicht eindeutig. Kein Nutzer sieht dasselbe Netz, sondern nur bestimmte Inhaltspartikel in Kombination. Und – auch das ist ein Unterschied zu körperlichen Medien – es altert nicht aus sich heraus. Alle Spuren, die das Netz trägt, sind abnutzungsfrei, sind dokumentarischer Natur. Die Spuren im Netz sind Zeitstempel und Identifikationsadressen, erzeugt auf der Grundlage der dafür notwendigen Konventionen und technischen Koordinationen. Daher sind Netzmedien eigentümlich glatt und alterslos. Sie sind in sich ohne Schwerkraft, negentropisch und grenzenlos.

So lautet also **die fünfte These, dass die Grenzen des Dokuments in immateriellen Kontexten, wie sie der Hypertext darstellt, zwangsläufig verloren gehen.**

Schon jetzt, in einer Phase, in der Texte im Web noch in großem Umfang als Simulation der Druckkultur abgebildet werden, erscheinen die Separierungen von Dokumenten häufig eher als willkürliche Setzungen. Bei Twitter-Nachrichten spricht man höchstens noch vom *Micro-Document*. Dabei handelt es sich genau genommen weniger um Publikationen, als um verbalisierte Gesten, Hinweise, Zeichen, die sich maschinell-unterstützt zu Metatexten – wie z.B. einem Twitterwall – zusammenfügen lassen. Die der eigentlichen Textproduktion durch die Kommunikatoren beigeordnete Selbsterzeugungs- und Selbstgestaltungskraft der digitalen Kommunikationen machen das Netz zu einem Raum permanenter Zeichenproduktion. Ich spreche hierbei von einem semionischen² Netz. Wo derart expliziert kommuniziert wird, tritt neben das Erkennen von Codes, was einem semiotischen Ansatz entspräche, die andauernde Produktion neuer Codes. Das Potential der Kommunikationswelt des WWW liegt nicht in der Wiedergabe, sondern in der Verschiebung, der Rekombination und der Schöpfung von Zeichenstrukturen. Die Abbildung von Inhalten, wie wir sie aus der Buchkultur kennen und die bislang dominiert, zeichnet sich in dieser Sichtachse als Nebenerscheinung ab.

Dies bedeutet jedoch nicht das Ende von Druckwerken, die neue Formen berücksichtigen. So wie die Setzungen, Kompositionen, *Mash-Ups* und Remixe im digitalen Umfeld beliebig möglich sind, lassen sie sich auch für eine optionale Ausgabeform „Buch“ anwenden. Die mediale Verschiebung manifestiert sich in Hinblick auf die Beziehung Buch/Netz in der uns ungewohnten Rolle der Druckform als optionales, sekundäres Publikationsmedium. Ging es lange Zeit darum, Buchinhalte zu digitalisieren und zunächst aus Ressourcengründen die geeigneten Titel auszuwählen, kehrt sich der

² Vgl. zur Semionik auch Epstein, Mikhail N (2008): *Semiurgy: From Language Analysis to Language Synthesis*. In: Klyukanov, Igor E. (Hg.): *Russian Journal of Communication*. Spokane, Washington: Marquette Books LLC, S. 27–40.

Prozess um. Aus dem nahezu unerschöpflichen Pool digitaler Texte sind Ausschnitte für eine Druckausgabe zu kompilieren.

Es lässt sich durchaus davon ausgehen, dass in einer Welt, in der es möglich ist, so etwas Hochkomplexes wie den Polaroid-Film neu zu erfinden, um die Nachfrage in einem Marktsegment zu bedienen, auch Druckwerke geben wird, solange sich dafür ein Absatzpotential abzeichnet. Die Multioptionsgesellschaft schließt eine Vielfalt der medialen Rezeptionsansprüche ein.

Da Netzpublikationen sinnlich beziehungslos sind, könnte gerade diese Form dort wirksam werden, wo das „Teflonartige“ der Digitalität als Defizit empfunden wird. Zu Rekonstruktion des konkreten Verhältnisses zwischen Mensch und Text.

Für die Erfolgchancen solcher komponierten Ausschnitte aus dem Publikationsraum des WWW, also die Umkehrung des E-Book-Prinzips, spricht nicht zuletzt, dass elektronische Nachbildungen von gedruckten Buchinhalten, also die E-Books in der konservativsten Vorstellung, kaum Chancen zum Massenprodukt haben.

Nicht nur der Mangel an körperlicher Erfahrbarkeit, sondern auch Aspekte wie die Preisgestaltungen erweisen sich als sehr problematisch. Digitale Buchinhalte haben als mögliche Massenprodukte gegenüber der Musik den Nachteil, dass sie konzentriert und aktiv rezipiert werden müssen. Dies reduziert die Möglichkeiten der Einbindung in ein *Multi-Tasking*, wie es die Kernfunktionalität elektronischer Kommunikationswerkzeuge fördert. Musik kann dagegen passiv und nebenbei aufgenommen werden, ermöglicht also prinzipiell weitaus höhere Durchlaufmengen. Eine Playlist mit einigen tausend Titeln ist etwas anderes als eine *To-Read-List* mit einigen tausend Texten.

Andererseits sind Buchinhalte bzw. Texte genauso einfach zu vervielfältigen, wie alle digitalen Mediendateien. Nur eben langsamer rezipierbar. So kann man auch nur bedingt in einem Buch zum nächsten Kapitel springen ohne den Sinnzusammenhang zu verlieren. Insgesamt bleibt die Nutzung der Bücher für die Anbieter nur in geschlossenen Systemen wie dem des Amazon-Kindle kontrollierbar. Dass diese Kontrollierbarkeit vielfältige Folgeprobleme vom Datenschutz bis zur Zensur aufwirft, steht außer Frage. Selbst wenn sich alle Nutzungsvarianten angemessen aushandeln und absichern lassen, könnte am Ende die damit verbundene Komplexität in einem eklatanten Missverhältnis zu der versprochenen Flexibilität stehen. Man besitzt beim E-Book-Reader ein zunächst einmal leeres Display und ein Zugriffsrecht auf bestimmte Inhalte. Da dieses an die Existenz der Plattform gebunden ist, bleibt es immer auf Abruf. Bei einem gedruckten Buch besitzt man

eigentlich auch nur das Anzeigegerät und ein Rezeptionsrecht. Da der Text aber auf das Anzeigegerät „Buch“ fixiert ist, ist das Zugriffsrecht de facto nicht mehr entziehbar.

Meine sechste These lautet entsprechend, dass die Übertragung von Geschäftsmodellen aus dem Printbereich in elektronische Netzkontexte schon allein aus Gründen der Komplexität scheitert.

Zugespißt formuliert ist schlicht davon auszugehen, dass jemand, der ein Buch kauft, sofort das Buch und nicht zuvor Allgemeine Geschäftsbedingungen lesen möchte. Ebenso wenig ist die psychologische Wirkung eines satt in der Hand liegenden Bandes gegenüber einer nur am Ladebalken identifizierbaren Datei im Downloadmanager in Hinblick auf das Gefühl eines „Aneignens“ auch des Inhalts zu unterschätzen.

Betrachtet man die innere Verfasstheit der medialen Formen, so ist offensichtlich, dass die Geschäftskonzepte für digitale Kontexte anderen Kriterien folgen müssen, als die für analoge Marktumgebungen. Das Modell der Kopierkontrolle ist für elektronische Texte nicht nur ein Anachronismus, sondern schlicht undurchsetzbar, sofern man nicht mit übermäßigem Aufwand gegen die Struktur des Mediums agiert.

Viele der beteiligten Akteure scheinen zu übersehen, wie sehr der Buchmarkt über weite Strecken von der Materialität seiner Handelsware lebt. Anders als bei anderen Medien nimmt die Dematerialisierung dem Objekt einen entscheidenden Mehrwert. Dafür schreibt sie dem Medium neue Mehrwerte wie die leichte Transportabilität und Übertragbarkeit sowie eine Volltextdurchsuchbarkeit zu, die jedoch nur bestimmte Nutzungsszenarien bedienen. Dort wo es um Informationsaufnahme und einen schnellen Zugang geht bzw. immer dann wenn der Aspekt der Kommunikation eine zentrale Rolle übernimmt, also beispielsweise in den meisten Zusammenhängen der Wissenschaft, ist die digitale Form die einzig sinnvolle Variante. Die dahinterstehenden Informationsmärkte werden dabei langfristig vermutlich nicht durch das Kriterium der Zugangsverknappung, sondern über die (individuelle) Zugangsorganisation mit entsprechenden Mehrwertdiensten geprägt sein.

Und auch für den nicht-professionellen Bereich gibt es zweckmäßige Nutzungszusammenhänge. Entkleidet man das elektronische Buch dieses komplexen rechtlichen Rahmens, unterstellt man eine Relativität der Sinnlichkeit, dann eröffnen sich durchaus Einsatzfelder für elektronische Lesegeräte, die bislang weitgehend den singulären Leseprozess adressieren. Ihr Ziel ist erklärtermaßen, das gedruckte Medium Buch zu optimieren und technisch weiterzuentwickeln, die traditionelle Rezeption aber weitgehend beizubehalten. Insofern sind sie ideale Begleiter für einen mobilen Lebensstil, der

lange Wartezeiten, also klassische Lektüreszenarien, mit einschließt. Hier fällt gerade für Vielleser bzw. eine eher konsumierende Lektüre die Leichtigkeit des Endgeräts buchstäblich ins Transportgewicht. Und noch mehr gilt es für das immer gern für die Unverzichtbarkeit des Taschenbuchs herangezogene Strandszenario: Die immer wieder gern transportierte und nie tiefer belegte Aussage, am Strand würde man immer noch zum Buch greifen, hat sich vermutlich dann erledigt, wenn ein hitzegeschütztes, flugsandsicheres und wasserdichtes Endgerät mit entspiegeltem Display verfügbar ist. Denn natürlich lässt sich so ein kleiner leichter E-Reader in Rückenlage wirklich besser halten, als ein von Seewind durchpustetes Blätterwerk.

So heißt meine siebente These: Es gibt Rezeptionsumgebungen, in denen E-Book-Lesegeräte durchaus dem gedruckten Werk überlegen sind. Für elektronische Inhalte gilt dies unabhängig vom konkreten Anzeigegerät ohnehin.

So kommen wir auf den letzten Zusammenhang dieser kleinen Betrachtung zurück zum Beginn: Die Domäne des Buches als Körper. Diese scheint vor allem als das eher einsame Gebiet der bewussten, individuellen Auseinandersetzung mit dem Geschriebenen. Es wird häufig unterschätzt, wie sich die Aufnahme von Inhalten als gesamtkörperliches Geschehen vollzieht. Die Lust am Text hängt durchaus von mehr als dem Text an sich ab. Die Körperlichkeit ist dabei zweiseitig: Es geht um die Körpererfahrung des Lesenden und zugleich um den Körper, die Materialität des Gegenstands, von dem gelesen wird. Die Körperlichkeit des Objekts besitzt einen den Lektüreprozess prägenden Eigensinn. Sie vermittelt sinnliche Metainformationen, die über Bildschirme nicht abgebildet werden können. Aufgrund der körperhaften Wechselwirkung zwischen Objekt und Leser ist jede Lektüre einzigartig und unwiederholbar. Auf der formalen Ebene liegt die Stärke des Digitalen in der Möglichkeit einer verlustfreien Redundanz. Die Stärke des Analoges liegt gerade im Gegenteil dazu: es legt fest, ist entschieden. Ein gelesenes Buch trägt und erzeugt zwangsläufig Spuren von einer höheren Intensität, als es die uns bekannten Bildschirmmedien vermögen. Es besitzt und erzeugt dadurch eine Bindung.

Nicht nur für Franz Fühmann liegt in der Unverbindlichkeit körperloser bzw. körperarmer Textabbildungen ein Nachteil:

„Weder Mikrofilm noch Leseplättchen waren außerhalb der Maschine Dinge sinnlicher Selbstoffenbarung: Der Mikrofilm ein winziges Röhrchen, in der Hand ununterschieden von denen mit Abfuhr- und Abtreibungspillen; die Leseplättchen bestenfalls – das heißt in veralteten Systemen – ein daumennagelgroßes Plaststück, zumeist jedoch von vornherein nur integrierter Teil der Maschine, abrufbar durch Fingerdrucke auf Felder, wie man sie von

jedem Computer kennt (so stellt man auch Wasch- oder Wahlmaschinen, Addierer, Wecker und Wohnzellenfinder ein), und die Schrift, die dann erschien, war ein Normgebilde aus Rasterpunkten wie jede Informationsübermittlung, unfühlbar, unhörbar, unriechbar, unschmeckbar und in keinem natürlichen Größenverhältnis zu einem menschlichen Organ.“

Man mag nun sagen, dass es sich bei all dem um eine romantische Position handelt, dass sehr viele Kulturartefakte verdrängt oder wenigstens marginalisiert wurden und nicht sonderlich vermisst werden. Womöglich steht eine solche Marginalisierung auch dem Medium Buch bevor. Man sollte nur nicht vergessen, dass dieses Medium der Übertragung von Schrift nicht nur der Übertragung von Information dient, die in Entscheidungssituation befähigt, das Richtige zu tun. Dass die Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf den Aspekt des Wissens und die Metapher des Buches als Wissensspeicher eine vorwiegend funktionale Komponente beleuchtet, in deren Schatten aber etwas liegt, das in der Ökonomie aufgrund mangelnder Explizierbarkeit stiefmütterlich behandelt wird. Ein Phänomen, das immer dann aufbricht, wenn die Funktion gestört wird und deren Aufgabe es vielleicht sogar ist, diese Funktion zu stören. Es handelt sich um etwas, was in der Lage sein muss, den reibungslosen Ablauf aus dem Takt zu bringen, Rück- und Querbesinnungen zu erzwingen und zu irritieren. Es ist der Kern von Fühmanns Geschichte und es ist der Kern jeder guten Literatur. Es ist der Kern jeder Kultur. Es handelt sich um die Frage nach dem Sinn.

Niemand sagt, dass diese nicht auch in körperlosen Kontexten gestellt werden kann. Ich sage jedoch, und das führt zu meiner abschließenden These, dass sich Sinn dann besonders erfahren, erfragen und erfüllen lässt, wenn seine Bedingungen sinnlich, also körperlich also erotisch in der allgemeinsten Bedeutung sind. Solange der Mensch biologisch an die Wahrnehmungswelt seines Körpers gebunden ist, wird die Sinnkonstruktion durch die Körperlichkeit geprägt. Elektronische Kontexte verengen die Sinnlichkeit maßgeblich. **Das prägende Medium ist, wenn es um Sinn geht - so die achte These - gedruckt.**